



Feier von Christen vor der Altahira-Kirche in Mossul zu Ehren der Jungfrau Maria am Heiligen Abend.

MOHAMMED IBRAHIM/KEYSTONE

DER NORDEN IRAKS IST ZUFLUCHTSORT VIELER RELIGIÖSER MINDERHEITEN, DIE KURDEN BEANSPRUCHEN DAS GEBIET

# In Sicherheit und voller Angst

*Tausende Christen, Shabak und Yezidi sind vor den sunnitischen und schiitischen Extremisten in die Ninive-Ebene bei Mossul geflohen. Dort leben sie in relativer Sicherheit, doch sie wollen sich nicht von den Kurden vereinnahmen lassen. Die kurdischen Sicherheitskräfte versuchen jedoch, Kritiker zum Schweigen zu bringen.*

Eine Ansammlung aus flachen Betonhäusern, eine kleine Ladenstrasse und zwei, drei Villen mit gekachelten Aussenwänden sind alles, was Tell Eskof zu bieten hat. Lieber heute als morgen möchte Nisan Franso wieder nach Bagdad zurück. Doch daran ist vorläufig nicht zu denken. Im Stadtteil Dora, aus dem sie stammt, machen sunnitische Extremisten regelrecht Hatz auf Christen wie sie. Sie verlangen von ihnen, dass sie «Sondersteuern» entrichten oder gar ihren Glauben aufgeben und zum Islam konvertieren. «Täglich gingen Drohungen bei uns ein», sagt Franso. Niemand könne die Christen schützen. Als schliesslich ihr Nachbar ermordet wurde, verloren die 36-Jährige und ihre Familie keine Zeit, sie packten das Allernötigste und flohen in das Dorf in der Ninive-Ebene nördlich von Mossul.

Aus Angst, dass sich schiitische Milizen an ihren drei halbwüchsigen Töchtern vergreifen könnten, floh auch ihre Schwester Salima aus dem süd-irakischen Basra hierher. Zusammen mit einer Christin aus Mossul, die bei einem Mörserangriff auf ihr Quartier verletzt wurde, teilen sich die Schwestern ein bescheidenes Haus in Tell Eskof.

## Toleranz bei kurdischer Führung

Wie die Frauen aus Bagdad, Basra und Mossul sind Tausende Christen und Angehörige anderer Minderheiten aus dem gesamten Land in den Norden Iraks geflohen. Hier sind sie zumindest vor religiöser Verfolgung sicher. Denn die Gebiete bis kurz vor Mossul werden faktisch von kurdischen Einheiten kontrolliert, deren Führung sich vehement für religiöse Toleranz einsetzt. Doch das sei auch schon alles, sagt Ghafur Yussuf (Name geändert). Der Lehrer aus Tell Eskof wurde von Einheiten des kurdischen Asaish, der Sicherheitspolizei Kurdistans, festgenommen. «Sie haben mir die Augen verbunden und mich angekettet», sagt Yussuf. «Drei Tage haben sie mich immer wieder geschlagen.» Nach fünf Tagen sei er freigelassen worden, allerdings

hätten ihm die Sicherheitskräfte mit dem Tod gedroht, sollte er vor Gericht Klage erheben. «Ich habe mein linkes Auge verloren, auf dem linken Ohr kann ich kaum noch hören.» Ein Arzt in Mossul hat dem Lehrer die schweren gesundheitlichen Schäden attestiert.

Der schwächliche 39-Jährige ist nicht der einzige am Ort, der über Misshandlungen und Übergriffe durch die kurdischen Sicherheitskräfte klagt. Er sei von mehreren Peshmerga so sehr verprügelt worden, dass er seinen Armlängere Zeit nicht mehr bewegen könne, sagt ein Automechaniker. Und das nur, weil er nicht rechtzeitig mit der Reparatur des Wagens eines Parteichefs aus dem Ort fertig geworden sei. Wie viele Männer am Ort glauben der Lehrer und der Mechaniker, dass sie Opfer von Racheakten der Kurden wurden, weil sie sich deren Plänen zur Erweiterung des kurdischen Teilstaats widersetzen.

## Kurden schaffen Tatsachen

Die Ninive-Ebene um Mossul ist umstrittenes Territorium. Die Kurden wollen das Gebiet wie Kirkuk und Teile der Provinzen Diyala und Salahaddin in ihren Teilstaat integrieren. Dabei haben sie in der Gegend von Mossul bereits vollendete Tatsachen geschaffen. Überall an den Strassen haben Einheiten der Demokratischen Partei Kurdistans (KDP) von Masud Barzani Stellung bezogen. Ihre Parteigänger bestimmen auch die örtlichen Verwaltungen. Christliche Politiker aus der Region laufen dagegen Sturm. «Wir Assyrer sind die Ureinwohner Iraks», sagt Amin Koshaba von der Assyrischen Demokratischen Bewegung. «Wir haben eine eigene Sprache und Kultur, diese wollen wir bewahren.» Gemeinsam mit

den Chaldäern bilden die Assyrer die grösste der zahlreichen christlichen Gemeinschaften in Irak – im irakischen Parlament sind sie mit einem prominenten Abgeordneten vertreten. «Seit der Gründung Iraks werden wir wie Bürger zweiter Klasse behandelt», sagt ein Parteikollege von Koshaba. So sei es auch im kurdischen Autonomiegebiet, das schon seit 1991 von den Kurden verwaltet wird.

Aus Sicht der christlichen Politiker haben es die Kurden nicht geschafft, in ihrem Landesteil eine wirklich demokratische Ordnung aufzubauen. Genau das macht sie gegenüber den Begehrlichkeiten der Kurden besonders misstrauisch. «Die Ninive-Ebene ist unser Land», sagt Koshaba. «Wir wollen hier eine Selbstverwaltung.» Kein Assyrer, also einen Teilstaat, wie ihn die Kurden haben, streben die Christen an, sondern einen eigenen Regierungsbezirk mit ähnlichen Befugnissen, wie sie die Kantone in der Schweiz haben.

## Eine Vielvölkergemeinschaft

Auf einer Fahrt durch die sanfte Hügellandschaft um Tell Eskof zählt Koshaba die Dörfer und Kleinstädte auf, die Teil des Kantons werden sollen. Von Al-Kosh, der frühchristlichen Klosteranlage am Fuss der kurdischen Berge, bis zum historischen Nimrud soll er die fruchtbare Ebene zwischen Tigris und dem Grossen Zab umfassen. Also etwa das Gebiet des antiken Assyrischen Reichs; es ist kein grosses Gebiet, aber nirgendwo in Irak leben so viele Völker und Religionsgemeinschaften wie in diesem Landstrich. Über Jahrhunderte haben hier Araber, Kurden, Turkmenen, Christen, Yezidi, Shabak und einst auch Juden miteinander Handel getrieben und

sich in Notzeiten unterstützt. Genauso alt sind freilich auch die Konflikte um Land und Macht, die sich jetzt, wo die politische Landkarte des Zweistromlandes neu gezeichnet wird, erneut Bahn brechen.

## Einschüchterungsversuche

Wie die Christen aus Tell Eskof und Al-Kosh wehrt sich auch die Minderheit der Shabak gegen die Einvernahme durch die Kurden. Dabei wirft Hunein Kaddo, Abgeordneter der Shabak in Bagdad, den kurdischen Sicherheitskräften ebenfalls schwere Rechtsverstösse vor. Im März hätten Peshmerga zwei seiner Leibwächter festgenommen, die auf Urlaub in ihrem Heimatort Bashika waren. «Sie kamen mitten in der Nacht und brachten sie zum Asaish», sagt Kaddo. Mit verbundenen Augen und an einen Stuhl gefesselt, seien sie bei dieser Polizei stundenlang verprügelt worden, sagen die beiden jungen Männer. «Sie versuchen uns mit allen Mitteln einzuschüchtern. Jedes Mittel ist ihnen recht, um uns zu kurdisieren», sagt Kaddo. «Aber wir sind keine Kurden.»

Die überwiegende Mehrheit der Shabak gehört einer schiitischen Glaubensrichtung an, eine Minderheit sind Sunniten. Sie sprechen eine eigene Sprache, die zwar mit dem Kurdischen verwandt ist, gleichzeitig aber viele arabische und türkische Einsprengsel hat. Aus Sicht der kurdischen Führung sind die Shabak deshalb schlicht Kurden. Nach einer Serie von Morden sind viele Familien aus Mossul in die Shabak-Dörfer östlich der Stadt geflohen, die heute faktisch von der KDP kontrolliert werden. Einige Clan-Chefs haben die Kurden sogar um Schutz gebeten. Doch als Kurden verstehen sich die meisten

Shabak nicht, und auch nicht als Araber. «Wir sind ein eigenes Volk mit einer eigenen Kultur», sagt Kaddo. «In Mossul werden wir von sunnitischen Extremisten verfolgt, und hier terrorisieren uns die kurdischen Milizen.»

## Tiefsitzende Ressentiments

Misstrauisch beobachten auch viele Yezidi die Gebietsansprüche der Kurden. Zwar sind sie Kurden, und viele sehen in ihrer Religion sogar die eigentlichen Wurzeln der Kurden. Genau wegen ihres Glaubens, der das Böse in Gestalt des Teufels nicht kennt, werden die Yezidi von den Kurden, die mehrheitlich Sunniten sind, wie auch von den Arabern als «Teufelsanbeter» verachtet. Die tiefstehenden Ressentiments brachen erneut aus, als Ende April eine junge Yezidin aus Bashika brutal ermordet wurde, die eine Liebelei mit einem sunnitischen Araber gehabt hatte. Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich in ganz Nordirak die Handy-Videos von dem grausamen Mord. Sie zeigten einen völlig entfesselten Mob meist junger Männer, die das 17-jährige Mädchen durch die Strasse zerrten, mit Füssen traten und schliesslich mit einem schweren Zementblock erschlugen. Polizisten schauten tatenlos zu, und Frauen trillerten, als wäre es eine Freudenfeier.

Als «Vergeltung für dieses Verbrechen der Ungläubigen» ermordeten sunnitische Extremisten in Mossul 26 Yezidi. Selbst in Kurdistans wurden Yezidi angepöbeln und täglich angegriffen, erst nach einem Machtwort von Regionalpräsident Barzani kehrte allmählich wieder Ruhe ein. Trotzdem ist unter den Yezidi das Gefühl stark, dass sie im Grunde den Muslimen schutzlos

ausgeliefert sind. Zumal zahlreiche Einwohner von yezidischen Gemeinden die Kurden bezichtigen, mit gezielten Landkäufen die Yezidi-Region zu kolonisieren, aber auch zu islamisieren.

## Kurdistans als «einzige Chance»

Memo Osman, Berater von Barzani in Erbil und selbst Yezidi, kann den Unmut seiner Glaubensgemeinschaft wie auch den der Christen und Shabak verstehen. Er hält der eigenen Regierung schwerwiegende Versäumnisse vor. «Die Regionalregierung hat nichts für den öffentlichen Sektor in diesen Gebieten getan», sagt Osman. Mit dem Hinweis auf vergleichsweise gute Sicherheit in Kurdistans könne man die Kritiker nicht überzeugen. «Die Menschen wollen konkrete Schritte sehen, sie wollen Hilfe.» Deshalb müsse die Regierung dringend die Dienstleistungen in den umstrittenen Gebieten verbessern. Dann ändere sich auch die Stimmung. Die religiösen Spannungen und Vorurteile könnten allerdings nur durch einen «Dialog der Religionen» abgebaut werden. «Überleben können wir aber nur unter dem Schutz Kurdistans», sagt Osman. «Das ist unsere einzige Chance. Die Araber werden uns vernichten.»

Amin Kashabo von der grössten Christen-Partei sieht es genau andersherum. Der Terror der Kaida werde ein Ende haben, sagt Kashabo. «Die Terroristen sind ein Fremdkörper, irgendwann sind sie besiegt. Die Kurden werden uns aber immer unterwerfen wollen.» Gedankenverloren haben die Franso-Schwester und ihre Mitbewohnerin den flammenden Worten von Kashabo zugehört. «Das ist Politik», sagen sie wie aus einem Mund. Sie kümmern vor allem um Alltagsorgen, dass sie nicht wisszen, wie sie die nächste Miete bezahlen sollen, weil es in Tell Eskof keine Arbeit gibt. Sie sehnen sich nach Bagdad, Basra und Mossul zurück. In die Grossstädte, ihre Heimat, wo sie wenigstens ein Auskommen hatten.

Inga Rogg, Tell Eskof